Der meergrüne Wandschirm.

Roman von Edgar Franklin.

(10. Fortsetzung.)

Man führte ihn nicht gerade sanft zu der Bank neben dem Rad, und er ließ sich matt darauf nieder. Es schien doch nicht ganz so leicht zu sein, dem „Wandschirm" zu entfliehen, als er noch vor wenigen Minuten geglaubt hatte.

Das Ruderboot wurde schnell nach hinten gebracht. Der Millionär sah, wie man ein Tau durch einen Ring am Vorderteil des Bootes zog, das man am Heck der Pinasse festmachte. Dann sah er einen der Leute sich über die Maschine neigen, worauf das Stampfen sofort wieder begann. Sie waren auf dem Rückwege zur „Nadiria"!

Eine Unterhaltung wäre, selbst wenn sie angebracht gewesen wäre, unmöglich gewesen. Gilden biß die Zähne zusammen und starrte vor sich hin, während sie schnell auf seine Jacht lossteuerten. Selbst Hatfield, das sonst so geläufige Junge war für den Augenblick gelähmt. Chandler stierte auf die Gummimatte, die den Boden bedeckte, und dachte leise vor sich hin, aber seine Lage in einem ganz so ruhigen Wesen die Oberhand gewann. Das geschah ihm oft, aber wenn er mal vor Wut schäumte, so schäumte er gewöhnlich lange, und das bedeutete Unheil für ihn selbst oder für einen andern.

Er schrak zusammen, als die Pinasse plötzlich stoppte. Das Trio blickte nach oben und gewahrte die Schiffstreppe der Jacht, wobei ihnen ein Seufzer entfuhr.

„Wenn ich schon so früh dahin soll, wozu ward ich erst geboren!" zitierte Hatfield leise.

„Schnell, die Treppe hinauf!" unterbrach ihn Hackley in scharfem Ton. „Sie zuerst, wenn ich bitten darf."

Der Anwalt gehorchte, und Chandler wurde ihm ohne viel Umstände nachgeschoben. Auf Deck angelangt, wurden sie von einem höchst zuverlässigen Wächter und dem Diener mit der Leichenbittermiene in Empfang genommen. Gilden folgte mit Hackleys Gewehrmündung im Genick. Sobald er in besserem Licht war, blickte er auf die Uhr. Ihre Freiheit hatte genau siebzehn Minuten gedauert, und aller Wahrscheinlichkeit nach war ihre Lage jetzt schlimmer als vorher.

„In Ihre Kabinen, meine Herren!" rief der Dunkle in kaltem, befehlendem Ton, während er ihnen den Weg wies. Sie traten ein, einer nach dem anderen. Die äußere Tür wurde zugemacht, das Schloß klirrte bedeutungsvoll, und sie waren wieder eingesperrt.

Hatfield fand sein zynisches Lächeln wieder, als er sich einen Stuhl nahm und sich auf ihm rückwärts gegen die kahle weiße Wand des Schlafraums lehnte.

„Na", sagte er, „der „Wandschirm" hat wieder mal gewonnen, und wir drei Erzschafsköpfe haben das Spiel gründlich verloren."

„Pah!" murmelte Chandler.

Gilden stieß nur einen Seufzer aus.

„Ja, das kleine Wagnis ist uns übel bekommen, Harry", sagte er dann bitter.

„Und was wird das Resultat sein?" fragte Chandler.

„Wasser und Brot anstatt Schinkenspeck und Kaffee," antwortete Hatfield. „Laß dich's nicht anfechten, Bill. Trag's wie ein Mann und sage dir lächelnd, daß es Schicksalsfügung ist. Mach gute Miene zum bösen Spiel."

„Das kann ich nicht," knurrte Chandler. „Es war schon vorher schlimm genug, aber daß jetzt dieser verdammte —"

„Sch!" unterbrach ihn Hatfield ironisch. „Wer weiß, ob unser Freund hinter dem Wandschirm nicht ein Sprachrohr hierher hat legen lassen und dich von seiner Kabine aus hören kann."

„Na, dann kann er ja —"

Gilden schüttelte plötzlich stirnrunzelnd den Kopf.

„Ruhig Blut, mein Junge," warnte er. „Was nützt dir denn das Fluchen? Wir sind geschlagen, gründlich geschlagen — das ist das Ganze. Ich glaube nicht, daß man uns bestrafen wird."

„Wer weiß, vielleicht wirft man uns in siedendes Oel oder reißt uns mit glühenden Zangen die Fingernägel aus," meinte Hatfield liebenswürdig. „Uns bleibt jetzt nichts übrig, als diese Halsabschneider von oben herab anzusehen, wenn sie uns irgendwo begegnen, und überhaupt —"

Das Schloß knarrte wieder, die Tür öffnete sich und der Diener mit dem steinernen Gesicht trat herein. Chandler sprang wütend auf. Der Mann trat schnell zurück und griff mit so bezeichnender Gebärde nach der Revolvertasche, daß Chandler das Wort auf den Lippen erstarb. Er sah Chandler ruhig und fest an. Dann, ohne die Augen von dem zornigen Mann zu wenden, trat er auf Gilden zu und überreichte ihm eine Depesche, die er in der hohlen Hand hielt.

Hatfield öffnete die Augen.

„Dir wird befohlen vor dem „Wandschirm" zu erscheinen?" fragte er.

Gilden lächelte schwach.

„Ja, so ungefähr," sagte er. „Der Befehl lautet: „Sie haben sofort vor dem Wandschirm zu erscheinen". Also?" Er sah den Diener an. „Jetzt gleich?"

„Ja, sofort, Herr," antwortete der Mann ernst. „Und ich möchte Sie bitten, den Respekt nicht zu vergessen, den Sie —"

„Blödsinn!" sagte der Millionär, mit den Fingern schnalzend, während er sich erhob. „Behalten Sie Ihre guten Ratschläge für sich, mein Freund. Also vorwärts!"

„Sei ja höflich, Dick," warnte ihn Hatfield spöttisch. „Sieh dir nur das sorgenvolle Gesicht unseres Freundes an."

Der Diener antwortete ihm durch einen förmlich durchdringenden Blick, der mehr Charakter verriet, als man hinter ihm gesucht hätte. Sein blasses Gesicht wurde noch blasser, und mit zusammengepreßten Lippen stellte er sich an die Tür.

„Vergeuden Sie lieber nicht die Zeit, meine Herren," bemerkte er.

„Das tun wir ja gar nicht," antwortete Gilden. „Kommt, ihr beiden."

Auf dem Korridor stand ein Mann, der nicht gerade sanft aussah. Er lehnte sich auf eine der Winden, die überall auf der Nadiria die Sicherheit bedrohten, und regte sich nicht, als sie an ihm vorübergingen.

Der Diener, die Hand noch an der Tasche, trat an die Wand zurück und machte den dreien ein Zeichen vorauszugehen. Gilden ging zuerst. Hatfield folgte ihm auf dem Fuße, dann kam Chandler mit wutverzerrten Zügen und zuletzt der dunkelgekleidete Mann.

Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Gilden Chandlers Stimmung bemerkt hätte, aber er war zu sehr in seine eigenen Gedanken vertieft, um auf die anderen zu achten.

In gemessenem Schritt erreichten sie die Privatgemächer des Millionärs und warteten. Die Tür öffnete sich und sie traten ein, hinter ihnen der Diener, vorsichtiger und ernster als je.

Da stand der „Wandschirm", genau wie zuvor. Die undurchdringliche meergrüne Fläche stand ihnen schweigend gegenüber, und zu beiden Seiten war je ein Mann mit starren Zügen postiert.

Der Mann in Schwarz ging zu dem „Wandschirm" und stellte sich dicht davor in strammer Haltung auf. Tiefes Schweigen herrschte, nur unterbrochen durch das dumpfe Stampfen der Maschine, die man jetzt wieder aus der Entfernung hörte. Einen Augenblick blieb alles still. Hatfield trat von einem Fuß auf den andern und lächelte sarkastisch. Chandler atmete hörbar, und Gilden sah ihn etwas beunruhigt an.

„Richard Gilden!"

Die Stimme klang diesmal sehr hart und hatte keine Spur mehr von dem weichen Tonfall, der Gilden zuerst aufgefallen war. Obgleich sie keineswegs laut war, erschien sie doch schneidend und ärgerlich.

„Was beliebt?" fragte Gilden.

„Ist Hatfield bei Ihnen?"

„Jawohl."

„Chandler auch?"

„Ja."

Dann folgte eine Pause — eine jener unbehaglichen charakteristischen Pausen. Die drei sahen sich an und warteten. Endlich erfolgte die Frage: „Sie haben alle drei versucht, das Schiff zu verlassen?"

„Ja."

„Aus welchem Grunde?"

„Hauptsächlich wohl, weil es uns beliebte," antwortete Gilden ehrlich.

„Und weshalb?"

„Weil wir nicht länger auf einer Jacht mit einer Schurkenbande wie ihr —" brüllte Chandler plötzlich.

Gilden wurde unwillkürlich blaß.

„Laß das, das hat keinen Zweck", flüsterte er hastig und ergriff den Arm seines Freundes. „Schweige doch!"

„Ich soll schweigen und diesen —"

„Sch!"

„Ich warte," sagte die Stimme.

Chandler biß sich auf die Lippen, Gilden runzelte die Stirn und die Stimme fuhr fort: „Nun?"

„Wir haben die Jacht verlassen, weil wir es für ratsam hielten," sagte Gilden. „Weiter habe ich nichts zu sagen."

„Nichts?" erhob sich die Stimme.

„Gar nichts."

„Sie empfinden kein Bedauern?"

„Nur darüber, daß wir nicht entkommen sind," fiel Hatfield plötzlich ein wenig taktlos ein.

„Aha!" Ein leises, höchst unangenehmes Lachen ertönte hinter dem Wandschirm. „Gilden!"

„Ja?"

„Ich habe nur mit Ihnen zu sprechen."

„Wir beiden andern gehen aber nicht, darauf können Sie wetten, was Sie wollen," sagte Chandler.

„Das ist unwesentlich. Da mir ja Ihr verdrießlicher Anblick erspart bleibt, wünsche ich weiter nichts, als daß ich auch Ihre Stimme nicht zu hören brauche. Richard Gilden, Sie allein werden meine Fragen beantworten."

„Ich — na, meinetwegen," sagte der Millionär, seinen Zorn hinunterschluckend.

„Haben Sie sich, ehe Sie die Jacht verließen, die Folgen Ihrer Handlungsweise wohl überlegt?"

„Nicht, daß ich wüßte."

„Es wäre besser gewesen. Sind Sie bereit, den Folgen jetzt ins Auge zu sehen?"

„Es ist wohl ziemlich gleichgültig, ob ein Mann, der mitten im Atlantischen Ozean auf einer Jacht interniert ist, umgeben von einem kleinen Regiment Bewaffneter, dazu bereit ist oder nicht," antwortete Gilden kurz.

„Sehr richtig. Und doch —"

Die Stimme schien zu überlegen, und einige Sekunden vergingen in tiefem Schweigen.

„Und wenn ich nun, in Anbetracht Ihrer absoluten Hilflosigkeit, bereit wäre, Ihre Flucht als einen Beweis törichten Unverstandes aufzufassen und zu vergeben, was dann?"

„Ja — das weiß ich nicht."

„Wollen Sie versprechen, unseren Befehlen zu gehorchen?"

„Wenn es vernünftige Befehle sind."

„Alles, was von dem „Wandschirm" ausgeht, ist vernünftig, Gilden. Augenblicklich verlange ich weiter nichts, als daß Sie dort bleiben, wo man es Ihnen befohlen hat —; daß Sie nicht den kleinsten Versuch machen, dieses Schiff zu verlassen. Gehorchen Sie, und man wird Sie in Frieden lassen."

„Und wenn wir nicht gehorchen?"

„Dann ist es Ihr Tod!" sagte die Stimme.

Alle drei fühlten die Bedeutung dieser Worte. Das war im Ernst gesprochen. Sie hatten versucht, sich freizumachen, und hatten das Spiel verloren. Der Gegenspieler, der wohlgerüstet war, seine Drohungen wahr zu machen, drohte, sie ins Jenseits zu befördern, und lange, nachdem er das verhängnisvolle Wort gesprochen hatte, standen sie schweigend da.

Die Stimme schien dies Schweigen zu verstehen.

„Sie können gehen!" sagte sie ruhig.

„Aber, erlauben Sie mal —" fing Gilden an.

„Gehen Sie getrost."

Der Millionär drehte sich achselzuckend um. Hatfield, ein etwas verwirrtes Lächeln auf den Lippen, folgte ihm.

Nicht so Chandler.

Seine Wangen waren mit Blässe überzogen — mit der Blässe einer so unbezähmbaren Wuth, daß, wer ihn genau kannte, in Erwartung eines Wutausbruchs zurückgewichen wäre. Er stand mäuschenstill mitten im Schlafzimmer und ballte die Fäuste. Seine blutleeren Lippen schlossen sich fest; dann öffnete er plötzlich den Mund und schrie wütend: „Wollt ihr mir vielleicht sagen, weshalb wir uns eigentlich all diesen Blödsinn gefallen lassen?"

„Bill!"

„Der Teufel hole den Wandschirm!" brüllte Chandler. „Ich haue die ganze Geschichte zu Brei, und den Kerl, der dahintersitzt —"

Er konnte nicht reden vor Tatendrang, und wenn Chandler in dieser Verfassung war, passierte immer etwas.

Mit einem Sprung schoß er auf den Wandschirm los. Doch blitzschnell warf sich der schwarzgekleidete Diener auf ihn und eine unglaublich große Pistole ward sichtbar, deren langer, blauer Lauf sich auf den Empörer richtete.

(Fortsetzung folgt.)

Das Unbewußte.

Eine lustige kleine Geschichte zur Psychologie des Unbewußten bringt ein französisches Blatt: Sein Bart war ungewöhnlich lang und wallte prächtig hernieder; er trug ihn mit Würde. Da fragte ihn eines Tages jemand: „Wenn Sie im Bett liegen, haben Sie ihn dann über der Decke oder darunter?" Er wußte es nicht. Niemals hatte er darüber nachgedacht. Nun aber wurde er sehr aufgeregt und wollte genau aufpassen. Mehrere Nächte lang schlief er sehr schlecht, denn der Bart war ihm plötzlich höchst hinderlich und unbequem. Er wußte nicht mehr, wo er ihn hintun sollte.

— Druckfehler. „Wie, Kurt, Du hier? In der altberühmten Universitätsstadt?" sagte Müller. „Was ist der Zweck Deines Bierseins?"

— Boshafter Dank. Schulze: „Besten Dank, Herr Rechtsanwalt, meinen Prozeß habe ich großartig gewonnen!"

Rechtsanwalt: „Ich habe Sie doch gar nicht vertreten?"

Schulze: „Nein, aber meinen Gegner."

— Wechsel. Sie: „Weißt Du noch, in dieser Laube haben wir oft bis nach Mitternacht zusammen gesessen?"

Er: „Ja, und jetzt muß ich jeden Abend um zehn Uhr zu Hause sein."

Die Frauen der Bonaparte.

Von W. Walter.

Wenn man die Geschichte der Napoleoniden durchblättert, macht man die eigentümliche Entdeckung, daß nicht eine der Frauen, die durch den Bund der Ehe den Namen Bonaparte trugen, glücklich gewesen ist. Alle ohne Ausnahme mußten sie die Wandelbarkeit des Schicksals erfahren und den Wermutsbecher des Unglücks leeren.

Aus der Ehe Carlo Bonapartes mit Lätitia Ramolino, einer selten schönen und charaktervollen Frau, waren 8 Söhne entsprossen, die sämtlich in jugendlichem Alter heirateten, aber von denen keiner der Gefährtin seines Lebens ein glückliches Los bereitet hat.

Josef, der älteste Sohn, vermählte sich im Jahre 1794 mit Julie Clary, der Tochter eines Kaufmanns in Marseille. Als er 1808 durch das Machtwort seines Bruders Napoleon, der sich zum Beherrscher Frankreichs emporgeschwungen hatte, auf den spanischen Thron versetzt wurde, folgte ihm seine Gattin nach Madrid, aber die Königskrone, die sie fünf Jahre lang trug, brachte ihr kein Glück. Zweimal wurde das fremde Herrscherpaar, dem das Volk keine Sympathie entgegenbrachte, von den Aufständischen vertrieben, und als Josef 1813 Spaniens Boden für immer verließ, begann für die Gatten ein unruhevolles Wanderleben, teils in Amerika, teils in Italien. Aus kleinbürgerlichen Verhältnissen auf die trügerische Höhe eines Königsthrons gehoben, hat die Gemahlin Josef Bonapartes nicht nur die Bitterkeit des eigenen Sturzes durchgemacht, sondern auch den Zusammenbruch des ersten Kaiserreiches erlebt, an dessen Aufbau ihr Gatte mitgewirkt hatte.

Der zweite Sohn Lätitias, Lucian, heiratete trotz des energischen Widerspruchs seines Bruders, des damaligen ersten Generals von Frankreich, die geschiedene Gattin eines Wechselagenten, Alexandrine de Bloschamp. Sie war eine schöne, überaus ehrgeizige Frau, die das rasche Aufsteigen ihres Schwagers mit Neid erfüllte. Zweimal bot Napoleon seinem Bruder eine Krone an, die spanische und italienische, allein der etwas phlegmatische, zur Philosophie neigende Lucian verweigerte hartnäckig die Annahme. Wie schwer mag die nach Glanz und Ansehen strebende Frau unter diesem Mangel an Ehrgeiz ihres Gatten gelitten, wie oft es beklagt haben, mit ihrer hochfliegenden Seele an den ruhigen, leidenschaftslosen Mann gebunden zu sein! Und anstatt gefeiert, geehrt zu werden, wie sie geträumt, starb sie vergessen und unbeachtet in Italien, aus der Ferne ein neues Reich, das zweite Kaiserreich, erstehen sehend, in dem für sie kein Raum war.

Auch die Gemahlin Louis Bonapartes, die schöne Hortense de Beauharnais, ist tief unglücklich geworden, denn trotz beiderseitiger Abneigung mußte Louis auf Befehl seines Bruders die Tochter Josefinens heiraten. Wiederholt war er ins Ausland geflüchtet, um sich der Schließung des verhaßten Ehebundes zu entziehen, aber er mußte sich schließlich doch dem eisernen Willen Napoleons beugen. Die erzwungene Ehe war für beide Teile keine glückliche; schon nach kurzem Zusammenleben auf dem ihren ebenfalls von Napoleon aufgedrungenen holländischen Thron trennten sich die Gatten für immer. Während Louis Napoleon in Italien lebte, wo er 1846 starb, widmete sich die ebenso geistreiche wie liebenswürdige Hortense der Erziehung ihrer Söhne, von denen der jüngste — nachmals Napoleon III. — berufen war, Frankreich noch einmal zur tonangebenden Macht Europas zu erheben. Die unglückliche Fürstin, die ihre beiden ältesten Söhne vor sich ins Grab sinken sah, hat diese Zeit nicht mehr erlebt; einsam, unter qualvollen Leiden starb sie 1837 fern von der Heimat zu Arenenberg in der Schweiz.

Jerome, der jüngste Bruder Napoleons, ein überaus leichtlebiger Charakter, vermählte sich 1803 mit Elise Patterson, der Tochter eines Kaufmanns in Baltimore. Diese Heirat sagte jedoch dem französischen Kaiser wenig zu; auf seinen Befehl wurde sie für ungültig erklärt, und Jerome sah sich gezwungen, eine neue Ehe mit der Prinzessin Katharine von Württemberg einzugehen. Die ernste, vornehme Fürstin fand kein Glück an der Seite dieses Gatten, der unter dem Spottnamen „Le roi lustit" eine Zeitlang das von Napoleon für ihn gegründete Königreich Westfalen beherrschte, es aber durch seine unsinnige Verschwendungssucht völlig ruinierte. Auch Katharina büßte durch ihn ihr ganzes Vermögen ein. Als Jerome später aus dem Lande vertrieben wurde und ziellos in der Verbannung umherirrte, folgte sie ihm, mußte jedoch mit so vielen Entbehrungen kämpfen, daß ihre zarte Gesundheit nicht standhalten konnte. Sie starb in der Schweiz, nachdem sie zuvor den Sturz des französischen Weltherrschers gesehen, der ihr deutsches Vaterland so tief gedemütigt hatte. —

Und die Gemahlinnen Napoleons? Wer kennt nicht das tragische Geschick der liebreizenden Josefine? Von Napoleon, den sie liebte, der Politik geopfert, mußte sie fünf Jahre lang erdulden, eine andere an der Stelle zu sehen, die doch eigentlich ihr gebührte. Und obgleich ihr noch die Genugtung zuteil wurde, vor ihrem Tode 1814 das Wanken des Thrones zu sehen, von dem das ehrgeizige Streben ihres Gatten sie verdrängt hatte, so empfand sie die Vergeltung einer höheren Macht wohl kaum als befriedigte Rache, weil sie Napoleon bis zum letzten Atemzuge ihre Liebe bewahrte.

Auch ihre Nachfolgerin, Marie Louise, hat nicht das Glück gekostet, das ihr zu winken schien. Auch sie mußte von der glänzenden Höhe herabsteigen, auf die der Wille Napoleons sie gehoben. Ein harter Schlag für die stolze Fürstin, die durch den frühen Tod ihres einzigen Sohnes, des Herzogs von Reichstadt, alle Hoffnung zerstört sah, dereinst wieder eine Rolle spielen zu können.

So wandelbar das Glück, so beständig ist oft das Unglück! Die Frauen der Bonaparte haben das erfahren durch ein ganzes Jahrhundert hindurch. Sie haben alle gelitten, keine aber vielleicht so schwer wie die letzte Beherrscherin Frankreichs, Kaiserin Eugenie. Wie mit einem Zauberschlag läßt dieser Name die ganze Herrlichkeit des zweiten Kaiserreiches vor uns erstehen, jene Zeit, in der diese Fürstin einen Hof beherrschte, dessen Prunk und Glanz alle anderen verdunkelte, da ihre Schönheit siegreich das Zepter schwang und eine Welt ihr huldigend zu Füßen lag. Verweht, verklungen sind jene Tage! Die stolze Kaiserin, die jetzt auf fremder Erde in stiller Zurückgezogenheit lebt, mußte vom Thron herabsteigen, verlor den Gatten, den einzigen Sohn und weilt nun fern von den sonnigen Gestaden ihrer Heimat in England, ein einsames, verlassenes Weib, der Wandelbarkeit des irdischen Geschickes und dem unglücklichen Ende aller Frauen der Bonaparte nachsinnend.

Glück.

Von Menschen, die sich um ihren Unterhalt mehr oder weniger quälen müssen, hört man oft einen Stoßseufzer, der nahezu eine stehende Redensart ist. „So viele Leute sind glücklich", stöhnen sie, „so viele leben in Ueberfluß und Freuden, nur ich muß mich schinden und abmühen."

Es ist an diesem Stoßseufzer eigentümlich, daß er eine Anschauung ausspricht, die sehr verbreitet ist, nämlich, daß Geld und Besitz das Glück darstellen.

Aber was ist Glück? Wenn man mit der berühmten Laterne des berühmten Weisen Diogenes den Menschen suchen würde, der sich wirklich vollkommen glücklich fühlt — — man würde ihn schwerlich irgendwo finden.

Oh, in jedem Leben gibt es Momente des Glücks. Die Liebe bringt sie, der Zufall kann sie bringen, wenn man z. B. als geldarmer Mensch unerwartet ein Vermögen erbt oder einen großen Lotterietreffer macht. Vor allem aber, wenn man auf ein großes Ziel hinarbeitet und es mit einer Kraftanstrengung erreicht. Dann ist das Glück da und dauert Tage und Wochen. Und dann kommt der Rückschlag. Und dieser kommt immer und auf jeden Fall. Wenn gar das Glück im Genuß gesucht wird, macht er sich am stärksten fühlbar.

Nein, im Genuß und in Unterhaltungen ist das Glück nicht zu finden, und auch nicht in einem Leben ohne Sorgen. Denn wenn die Sorgen auch fehlen, stellt sich Langweile ein und ein unbestimmbares Sehnen nach Unbekanntem, das das Herz beschwert und das Gemüt unbefriedigt läßt.

Was ist also Glück? Manche haben davon die Vorstellung von etwas, wie von stetem Genießen, fortwährendem Singen, Tanzen, Lieben, Tafeln, sich freuen — lauter Unmöglichkeiten, da sie kein Mensch ausdauern und aushalten könnte.

Viele meinen, das Glück bestehe im Reichtum. Jeder Vernünftige weiß, daß es nicht wahr ist. Sorgen und Schmerzen und Uebel aller Art sind bei den Reichen ebenso zu Hause wie bei den Armen. Auch Ansehen, Ruhm, Ehrenstellen machen nicht das dauernde Glück aus, denn gerade sie sind von der steten Sorge begleitet, daß das Postament, auf dem man steht, durch irgendeinen Umstand ins Wanken gebracht werden könnte.

Also wo ist das Glück?. . . Als „Ding an sich" ist es zweifellos gar nicht zu finden. Vielleicht aber wohl als Produkt des eigenen Denkens, der eigenen Vorstellung des einzelnen. Wenn wir uns einen Zustand denken, der so beschaffen ist, daß man auf die Frage: „Möchtest du es anders haben? Möchtest du mit jemand tauschen?" — ein entschiedenes „Nein" als Antwort kommt, so wäre dies gewiß ein Glückszustand. Er dürfte jedoch als dauerndes Gefühl sehr selten zu finden sein. Denn das wäre eine Wunschlosigkeit, die der menschlichen Seele fremd ist. So viel wir auch haben und erreichen, so viele neue Wünsche stellen sich in unserm Herzen ein.

Vielleicht aber liegt das Glück wirklich nur in einem gewissen Grade des Wünschens und Wollens. Die Aussicht auf Erfüllung dessen, was wir mit vernünftiger Begründung hoffen, ist entschieden ein Zustand des Glückes. Und ebenso auch, wenn wir das arbeiten, schaffen und vorwärtsbringen, wofür wir Begabung haben und was wir gern und mit geneigtem Herzen tun.

Und am ehesten dann, wenn wir einem bestimmten Ziel zusteuern und Schritt um Schritt die Schwierigkeiten besiegen, die sich uns in den Weg stellen. Denn jeder Schritt zum Ziel ist ein Sieg und eine neue Hoffnung. Denn immer wieder lockt ein neuer Sieg und ein neues erstrebenswertes Ziel.

So bestünde also das menschliche Glück eigentlich im Schaffen, im Arbeiten, im Streben — ein Glück, das von jedem bitteren Nachgeschmack frei ist. Und daß dies ein wahrer Glückszustand ist, sind wir in innerster Seele überzeugt, bis man uns eines andern, bessern belehrt.

Für die Küche.

Sauerkraut-Kuchen ist ein gutes Restegericht. Uebrig gebliebenen Sauerkohl vermengt man zu gleichen Teilen mit gekochten und geriebenen Kartoffeln, sowie mit etwas Kochkümmel und Salz. Fein geschnittene Zwiebeln werden in Butter oder Schweinefett gelblich gebraten und darüber geschüttet. Man füllt die Masse in eine gut gefettete irdene Schüssel, die Backhitze verträgt, und läßt sie im Bratofen in einer knappen Stunde bei mäßiger Hitze gar backen. Will man den Sauerkrautkuchen in der Pfanne auf offenem Feuer fertig stellen, so mengt man noch 1—2 Eier unter den Teig und bäckt daraus in heißem Speckfett dicke Pfannkuchen auf beiden Seiten zu schöner Farbe.

Kaviar-Brötchen. Zu einer kleinen Quantität Kaviar fügt man Butter, etwas feingehackten Schnittlauch oder Zwiebeln, vermischt es gut, träufelt Zitronensaft dazu, und streicht dies auf dünne, mit Butter bestrichene Brötchen. Darüber ein Salatblatt, dann das andere Scheibchen Brod. Ringsum glatt abschneiden, durchschneiden und schön auf einer Schüssel aufsetzen.

Indian Pudding. 1 Quart kochende Milch, ½ Tasse Corn Meal, 1 Teelöffel Salz, ½ Tasse gehacktes Rinderfett, ½ Tasse Molasses. Die Milch wird kochend langsam in das Cornmeal gerührt bei stetem Rühren, um Knoten zu vermeiden, dann Molasses, Salz und, wenn man es liebt, etwas Ingwer, das ist Geschmackssache. Die Masse wird im Doppelkocher 20 Minuten gekocht, nachher abkühlen lassen. Wenn erkaltet, wird das Rinderfett zugefügt und das Ganze recht stark gerührt. Dann in butterbestrichene Puddingformen gegeben und zwei Stunden bei mäßiger Hitze gebacken. Wenn zu schnell gebacken, dann hat er nicht die richtige Konsistenz. Während der ersten Stunde muß der Pudding bedeckt sein. Es wird Cream-Sauce dazu serviert.

Geschlagene Mehlspeise mit Brombeersaft. ½ Quart Brombeeren kocht man mit ¾ Quart Wasser zu Saft und gießt diesen durch Leinwand. Nun rührt man vier gehäufte Eßlöffel Mehl nebst Zucker und etwas Vanille hinzu, gießt alles, wenn es gut durchgekocht ist, auf eine Schüssel, und läßt es abkühlen. Etwa ½ Stunde vor dem Servieren wird die Masse mit einem Schläger tüchtig geschlagen. Nun legt man die Speise in eine Schüssel und garniert sie mit Mandeln und in Zucker gekochten, ganzen Brombeeren.

Nudeln. Aus Weizenkraftmehl und Eiern wird ein steifer Teig gemacht, auf einem mit Mehl bestreuten Brette ausgewallt und dann auf diesem Brette zum Trocknen ausgebreitet: nun schneidet man denselben in streifenartige Stücke, oder auch durch Zusammenrollen des ausgebreiteten Teiges zu längeren fadenartigen Nudeln, läßt sie etwas trocknen, kocht sie dann in gesalzenem, siedendem Wasser oder Fleischbrühe und verwendet diese zu Suppen oder wie Makkaroni.

Ananasreis. Eine kleine, aber sehr reife Ananas, in feine kleine Stückchen geschnitten und mit Zucker gut durchstreut, mindestens 12 Stunden kühl gestellt. 7 Unzen Reis wäscht man, kocht ihn einmal ab, dann in Wasser halb weich und gießt ihn ab. Man überfüllt ihn mit dem Saft, den die Ananas gezogen hat, und läßt ihn darin auf heißer Herdplatte gar ziehen. Er wird mit Zucker und Zitronensaft abgeschmeckt, muß halb auskühlen, wird mit den Ananasstücken durchmischt und in eine glatte, runde, vorher mit Wasser abgespülte Form gedrückt. Man stürzt den Reis und gibt Schlagsahne darüber.

Orangenspeise. Man schält sechs Apfelsinen, befreit sie von der pelzigen, weißen Haut, schneidet sie in Scheiben, entfernt sie und zuckert sie mit reichlich dazwischen gestreutem Zucker ein. So müssen sie ein bis zwei Stunden stehen bleiben, worauf man sie zum Abtropfen des Saftes in ein Porzellansieb gibt. Zu dem abgetropften Saft fügt man unter fleißigem Rühren nach und nach 4—5 Eidotter, 6 Unzen feinen Zucker, 2 Unzen feinstes Mehl und ¾ Quart Weißwein und rührt davon eine dicke gleichmäßige Creme-Masse, unter die man zuletzt den steifgeschlagenen Schnee des Eiweiß mischt. Eine glatte, feuerfeste Tonschüssel oder Auflaufform wird mit guter Butter ausgestrichen und mit geriebener Semmel bestreut. Den Boden und die Seiten belegt man dicht mit Biskuitscheiben oder Löffelbiskuits, füllt die Creme hinein, schiebt die Form in den Ofen, läßt die Speise goldgelb backen, stürzt sie nach Belieben aus oder reicht sie in der Form und belegt die Oberfläche mit den Apfelsinenscheiben, über die feiner Zucker gestreut wird.

Kleider aus gemusterter Seide für den Süden sehr beliebt. Die neuen französischen Seidenstoffe, mit kleinen konventionellen Mustern auf einem Grund von eleganter unterdrückter Farbe, sind überaus fesselnd und berechtigen für die Sommertage zu den größten Hoffnungen. Dieses Palm Beach Nachmittagskleid ist aus Seide in einer blauen Schattierung, die zu den blauen Augen der Dame paßt, und ist mit einem winzigen Dessin in braun, rosa oder purpur gemustert. Außer der Spitzenstille - Frante ist keine andere Garnierung vorhanden.